

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 8 (1904)

Artikel: Die Befreiten [Fortsetzung]

Autor: Stegemann, Hermann

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574876>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



H. Barrenschein.

Die Befreiten

Roman von Hermann Stegemann, Basel.

XV.

Sraues Gewölk segelte vor dem Wind, und durch die Bäume am Hafenplatz schlug ein Graupelschauer. Mila kam vom Tempelhofer Ufer her und sah mit einem gewissen Trotz auf das spritzende Kanalwasser. Der Kran streckte seinen Riesenarm in die graue Luft, die Wimpel an den Masten der Spreeähne hingen schlaff, vom Wind an die Stange gepeitscht, und der Rauch aus den Kesselnrohren strich braunqualmend über die schwarzzglänzenden Planken und wälzte sich dicht über das von den auffschlagenden Schauern erschütterte Wasser.

Noch war ihr das Bild fremd; nichts Heimatliches sprach daraus. Aber jetzt kam plötzlich ein Teergeruch über die Brücke, und da stand mit einem Schlag die rheinische Heimat vor ihr, als liefe das grüne Stromwasser unter ihr an den Pontons der Schiffbrücke hin, als brausten die Wirbel mächtig unter den Jochen und lägen die Ufer in dampfenden Schwaden, hinter denen hier die blauen Schieferdächer, Zinnen und Türme der Stadt, dort die grünen Höhen mit den gelben Befestigungen auftauchten. Da tat Mila einen tiefen, erschöpfenden Atemzug und schritt elastischer, ein warmes Gefühl im Herzen, über den Platz auf das glänzendweiß gestrichene Haus zu, in dem sie ihr Heim gegründet hatte.

Eine Droschke stand vor der Türe. Sie achtete nicht darauf. Da rief eine zittrige Stimme sie bei Namen, und als sie unter dem Schirm hervorspähte, auf den die weißen Körner trommelten, da schaute Tante Fränzchen's freundliches, ein bisschen bekümmeretes Gesicht aus dem Wagenfenster.

„Tante, du, bei dem Wetter! Und gehst aus?“

„Schilt nur nicht, Mila; ich bleibe ja sitzen. Stine hat mir die Treppen hinuntergeholfen. Seit du gestern fort bist, habe ich's nicht mehr ausgehalten. Ach, wenn ich doch bloß mit 'raufkönnte!“

„Ja, was machen wir denn nun? Du kannst doch nicht im Taxameter sitzen bleiben? Nun bist du 'mal hier!“

Der Kutscher schälte sich aus den Decken und stieg vom Bock.

„Soll ich abstellen?“ fragte er mürrisch.

Diese Frage entschied.

„Ja,“ erwiederte Mila kurz und lief an das Guckfenster des Portiers.

„Herr Fischer, bitte, wollen Sie uns behülflich sein?“

Herr Fischer legte die Pfeife weg und rief in die dunkle Tiefe der Kellerwohnung: „Mutter, paß 'mal uff, bis ich wiederkomm!“

Tante Fränzchen saß, mit einem riesigen Wollschuh angetan, in der Droschke und sah ängstlich auf das hohe Trittbrett.

„Wenn ich nur schon oben wär', Mila! Aber es muß sein!“

Damit hob sie den verletzten, noch nicht ausgeheilten Fuß und setzte ihn vorsichtig auf den Tritt, um dann, beim Aussteigen, mit dem gesunden Glied die Körperlast aufzufangen.

Herr Fischer und der Kutscher fassten sie unter den Armen, und Mila hielt den Schirm über sie. Es ging. Nun humpelte sie auf das Portal zu und in den Flur. Hier stand eine Bank unter zwei kümmerlichen Lorbeerbäumen, und darauf ließ sie sich nieder.

„Wieviel Treppen, Mila?“ fragte sie zaghaft.

„Drei, Mutting.“

„Und Nennchen, ist sie schon da?“

Mila nickte. Da rötete sich das Gesicht der kleinen Dame, und sie stand hastig auf.

„Nun helfen Sie mal 'ner alten Frau, Herr Fischer!“ sagte sie und bemächtigte sich seines Arms.

„Soll ich Ihnen hochnehmen?“ fragte der und knöpfte die Jacke zu, ein freundliches Lächeln im bärtigen, rotbäckigen Gesicht. Dann machte er eine Bewegung, als wollte er sie um den Leib fassen.

Darüber mußten sie lachen, und nun ging's an das Ersteigen der Treppe. Die Sanitätsrätin humpelte, von Mila und Fischer unterstützt, mühselig himmelwärts; aber



ihr fester Wille ließ sich nicht erschöpfen, und endlich waren sie oben angelangt.

„So, Mutting, nun sind wir da!“ tröstete Mila, und Herr Fischart empfahl sich nach einem bedeutungsvollen Händedruck der alten Dame.

„Wer ist das, Frau Dittmar?“ fragte sie leise, als sie den Namen auf der Visitenkarte entziffert hatte.

„Meine Mitmieterin, das heißtt, die Frau, bei der ich in Untermiete bin, eine stille, schwerhörige Dame; mehr weiß ich nicht,“ entgegnete Mila und öffnete die Tür zu dem Wohnzimmer.

„Also, das bist du,“ murmelte Tante Fränzchen und ließ sich auf dem steifbeinigen Sophä nieder.

Sie erkannte jedes Stück wieder, die alten Möbel,

die Mila mitgebracht hatte vom Rhein und von denen sie sich nicht hatte trennen wollen. Und manches davon stammte noch aus dem Hausrat der Großeltern.

Die Tür zum Schlafzimmer bewegte sich. Eine kleine Hand erschien, dann ein scheues blaßes Gesichtchen.

„Aennchen!“ rief die kleine Frau, und Mila ergriff das scheue Geschöpf und trug es näher.

„Nimm sie, Mutting! Ich will mich bei Frau Dittmar bedanken; sie hat sie solange gehütet, bis ich von Wireck & Co. zurück war.“

Und Frau Horn drückte die Kleine an sich. Mila ging ins Schlafgemach, wo Frau Dittmar am Fenster saß und strickte. Sie hatte das Eintreten der beiden nicht gehört.

Als Mila die Tür hinter sich zugezogen hatte, legte die Mutter ihre Backe auf Aennchens blondes Haar.

„Kennst du ‚Omama‘ noch, Aennchen? Weißt du noch, wie ich dir den Puppenmann gebracht hab', mein Herzchen?“

Aber das Kind saß stumm, das Näschen in die seidene Mantille gewühlt, und zuweilen lief ein Frösteln über seine Glieder.

So sang, wie ein kleines Tier. Und sie drückte es zärtlich, mitleidig an sich. Armes Tierchen! Wie möchte es dem werden auf der Welt, wenn es zu Jahren kam!

Aus dem Nebenzimmer klang die laute Stimme Milas, die mit Frau Dittmar sprach. Jetzt antwortete diese. Plötzlich zuckte Frau Horn zusammen und beugte sich rasch über Aennchen.

Wie ein körperlicher Schmerz hatte sie die Anrede ‚Fräulein‘ getroffen, die die Nachbarin Mila gegenüber gebrauchte. Fräulein! So war denn der letzte Schein gefallen, keine Verschleierung mehr: Mila war das Fräulein Kiesgen und — das Fräulein Mutter! Und was sie hier im Schoß hielt, so verschüchtert, daß das kleine Herz ihr in der Brust hüpste, wie ein gesangenes Vögelchen, das ängstlich hin und her springt im engen Bauer, das war Milas Kind, ihre Last und Liebe, ihr Alles, dem sie Vater und Mutter sein mußte! Hatte das sein müssen? Ja, sie war längst überzeugt, daß Mila so handeln mußte; aber in diesen fremden vier Wänden schien die schon lang erledigte Frage noch einmal in ihr wach geworden. Aber warum hatte Mila denn mit dem Kind zählen müssen? Warum das? Ach, auch darauf war ihr die Antwort schon vor langen Nächten gekommen: weil das Mädchen nur durch dieses Kind von jenem Fall sich hatte erheben, größer werden können, reifer, geläuterter! Die Mutterschaft war ihre Sühne, Unsinne, ihre Krone geworden. Aber diese Krone hatte Nägel

und Dornen. Und dem Kind über das seidene Haar streichend, fragte sie zärtlich:

„Aber, Aennchen, warum bist du denn so bang? Deine Mama ist ja so lieb! Und Omama kommt auch und besucht euch dann . . .“

Das Kind zuckte und verkroch sich mit einem leisen Wimmern noch tiefer in ihren Arm. Es war ihr gewesen, als hätte sie eine schmerzende Stelle berührt. Vorsichtig tastete sie über das lockige Köpfchen. Da, jetzt zuckte Aennchen wieder.

„Hast du Wehweh?“

Es antwortete nicht. Sie blies die Haare auseinander und fand eine kleine, blutunterlaufene Schwellung, eine Beule, die vielleicht einen Tag alt war.

„Tut's da weh?“ fragte sie.

„Weh weh!“ stammelte das Kind. Dann schwieg es wieder.

Sie tröstete es, wiegte es auf dem Schoß, und es duselte still vor sich hin.

Nun gingen drüben Schritte, Türen wurden bewegt, und jetzt erschien Mila wieder. Sie kam rasch näher, hockte sich vor Tante Fränzchen auf den Boden und streichelte Aennchens baumelnde Beinchen.

„Ist sie immer so still?“ fragte die Mutter, indem sie die Worte kaum formte, damit das Kind sie nicht auffange.

„Immer? Nein, ich glaube nicht,“ stammelte Mila. „Nein, sie soll doch so lebhaft sein; aber ich weiß nicht, was sie hat. Sie sitzt wie ein Muttergotteskindchen so still, den ganzen Tag. Und in der Nacht, da hat sie so mit den Zähnchen geknirscht. Sie hat Heimweh, Mutting, Heimweh von ihrer Mutter fort!“

Schmerz und Unruhe vibrierten in ihren Worten. Ein Gefühl lähmender Unsicherheit besielte sie, und es war ein banges Geständnis, als sie leise murmelte: „Tante, Mutting, ob ich's imstande bin?“

„Was imstande, Kind?“

„Sie über das Heimweh wegzu bringen, ihr den Weg zu zeigen ins Neue. Ihr weh zu tun, wenn's sein muß?“

Aber noch ehe die alte Frau ihr antworten konnte, suchte eine Kinderhand den Hals der Mutter und strich über Milas blaße Wange. Da schlug sie die Arme um das stille Kind und drückte den Kopf an seinen schmächtigen Leib. Und als die alte Frau ihr Aennchen ganz in den Schoß gleiten ließ, sah sie zu ihr auf und gab selbst die Antwort auf die bange Frage.

„Ich hab' Angst, Mutting; aber es muß sein, und wenn's auch noch so schwer ist für mich und für das Kind. Ich bang' auch nicht für mich; aber es, es steht vor einem schweren Leben.“

„Ja, ja, Mila so ist's. Wir bringen Opfer; aber so ein Kind, das einen aufrichtet, das ist wieder selbst

ein Opfer. Und das tut wohl am meisten weh, das zu wissen und nicht helfen zu können!“

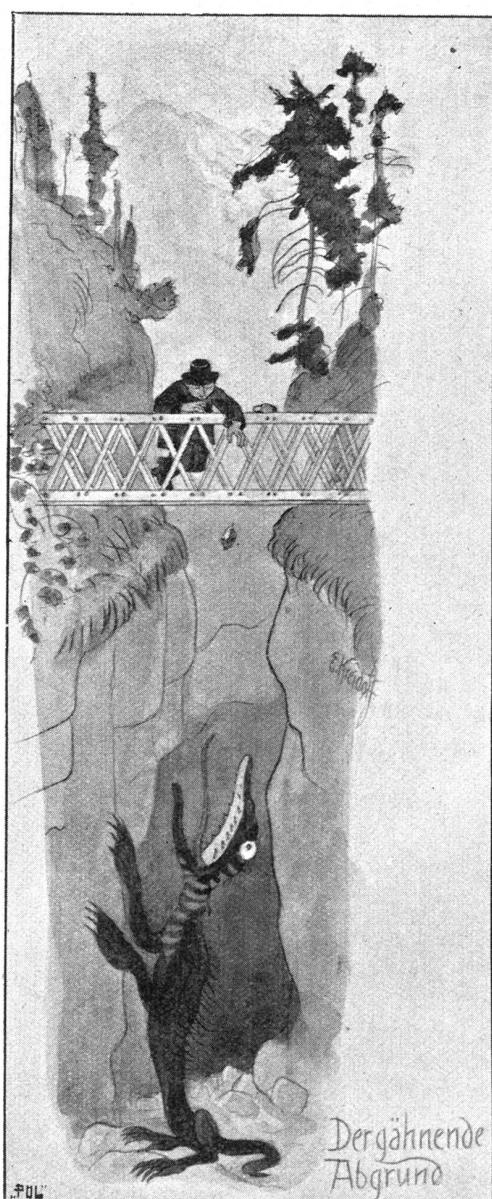
„Nicht helfen! Doch, Mutting, helfen kann man!“

Ihr Gesicht flamme, die Unsicherheit war verschwunden. Mit dem Kind in den Armen, erhob sie sich.

„Wir sind beide so 'was wie vogelfrei, freie Vögel, die keinen Platz haben im Gesellschaftskäfig. Da müssen wir eben fliegen lernen. Das ist alles.“

„Ja, fliegen lernen, wieder fliegen lernen, das ist alles,“ wiederholte die gütige Stimme der mütterlichen Freundin und brachte eine neue Nuance in das tapfere Wort der Jüngern.

„Wir haben's alle ein bißchen verlernt!“ endigte sie nach einem Schweigen, in das nur Regen und Grau-





Frühling am Walensee (bei Obstalden). Nach dem Gemälde von Valz Stäger, Zürich.

pen schlügen. Dicke Tropfen ließen die Fensterscheiben hinab.

Als die Sanitätsrätin, von Mila gestützt, die steilen Treppen hinabstieg, kam sie der Abschied hart an. Und doch war sie froh, daß die Trennung erfolgt war; denn Donald hatte den warmen Ton Mila gegenüber nicht mehr wiedergefunden. Er war in sich gefehrt und schloß sich mehr und mehr ab. Und als sie ihn gefragt hatte, vorsichtig, kaum rührend an die empfindliche Stelle, wie es nun geworden sei mit Gunters, da hatte er geantwortet: „Sei ruhig, Mutter; es ist zum Schluß gekommen! Das Wie erzähl' ich dir einmal, wenn ich's ein paar Meilen hinter mich gelegt habe.“

Auf der Bank zwischen den Lorbeerbäumen wartete sie, bis Mila eine Droschke geholt hatte. Sie saß schon im Wagen, da erinnerte sie sich noch der Beule an Aennchens Kopf.

„Eine Beule?“ fragte Mila erstaunt und ängstlich. „Davon weiß ich nichts. Ein bißchen geweint hatte sie, als ich sie gestern abholte.“

„Beunruhige dich nicht! Kinder fallen und stehen wieder auf. Aber ein bleiches Kindchen ist sie, und so große dunkle Augen! Also auf Wiedersehen, und wenn du mich brauchst... Ich bin ja immer zu Hause.“

Mila sah dem Wagen nach, bis er um die Ecke bog; dann ging sie wieder treppauf. Aennchen saß apathisch auf dem Teppich, blaß, das Köpfchen auf die Seite geneigt, und ließ sich aufrichten, um gleich wieder in die Knie zu knicken. Seine Lider zitterten, ein Zucken lief über das Mäulchen, das noch kein Wort gesprochen, seit „Omama“ Abschied genommen hatte.

Und eßen wollte es gar nicht. Das Köpfchen zur Seite geneigt, einen Leidenszug im blassen Gesicht, mit großen, das Auge füllenden Pupillen saß es auf dem Schoß seiner Mutter und duselte vor sich hin. Mila legte es früh zu Bett, in ihr großes Bett.

„Trink noch, Nene, Mäuschen!“ bat sie, und Aennchen trank mechanisch die Milch.

Und dann fragte die Mutter, ihres Wortschatzes froh: „Hat Aenneken kein „Hunnu“ mehr?“



Sturm am Walensee (bei Quinten). Nach dem Gemälde von Valz Stäger, Zürich.



Im Reich der Lüfte

Es antwortete ihr nicht und wählte sich in die kühlen weißen Rissen.

Lange saß Mila auf dem Bettrand und hielt ein zuckendes Händchen. Als sie die Lampe anzündete, schmerzten sie die Augen in der Helle. Und da sie fröstelte, trug sie das Petroloßchen herzu und zündete auch dieses an. Das war wie etwas Lebendiges, das neben ihr saß in der kleinen Stube und sie mit seinem großen, roten Auge anblinzelte. Bireck & Co. hatten ihr eine neue Uebersetzung aus dem Englischen, das Werk einer Frauenrechtlerin, einen Tendenzroman, übertragen. Nun wälzte sie das Wörterbuch und erzählte in ihrem schlichten klaren Stil Miss Olneys Schicksale. Zuweilen stand sie auf und sah nach dem Kinde. Es atmete ungleich, und als sie einmal die Lampe darüber hielt, zuckte es wild mit den Fäustchen nach der Stirn, die sich in schmerzhafte Falten gelegt hatte. Da trug sie das Licht erschrocken hinaus. Der Regen klopft an die Scheiben, die Elektrische klingelte über die Schönebergerbrücke, und von einem Spreekahn klang eine Ziehharmonika.

(Fortsetzung folgt).



„Wilhelm Tell“ vor und nach Schiller.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Schluß).

„Seine Unwissenheit war eine außerordentlich große,“ sagt La Harpe von Sedaine. Wenn man aber weiß, daß er im Aufang seiner Laufbahn dem Beruf eines Maurers und Steinbauers oblag, wird man sich nicht mehr allzu stark verwundern, daß er sich in topographischer Beziehung allerlei Freiheiten gestattete, so z. B., wenn er Tell auf den Felsen von Mellerie entkommen läßt (am südlichen Ufer des Genfersees, ungefähr Beven gegenüber, liegt die Ortschaft Meillerie) und wenn Feuerzeichen angezündet werden auf den merkwürdigen Höhen Angrolie, Caput-Jurat und Cap-Morne. Den schweizerischen Leser mutet es allerdings eigentlich an, daß der blinde Melchthal seinen in die Schlacht ziehenden Landsleuten das Rolandstied vor singt; aber dieser Einfall Sedaines ist kaum seltamer als derjenige Knowles, dessen Tell im Gespräch mit seiner Frau den „Claudius Drusus und einen gewissen Nero, Schwiegersöhne von Octavius Cäsar,“ erwähnt.

Wir brauchen bei diesem Werke, dessen interessante Züge in unserer Inhaltsangabe wohl deutlich genug zutage getreten

finden, nicht länger zu verweisen und können zur Betrachtung einer fünften und letzten Variante der Tellgeschichte übergehen, derjenigen nämlich, die im Libretto zur Oper Rossinis verwendet worden ist.

„Wilhelm Tell“, das Werk jenes großen italienischen Meisters, den Musikliebhaber gern den „Schwan von Pesaro“ nennen, wurde am 3. August 1829, also fünfundzwanzig Jahre nach Schillers Tell, in der großen Oper zu Paris zum ersten Mal aufgeführt. Während der deutsche Dichter seine letzte Schöpfung um ein einziges Jahr überlebte, wurde Rossini (1792—1868) das große Glück zuteil, fast vier Decennien lang Zeuge des stets wachsenden Erfolges einer Oper zu sein, die seine zwar nur kurze, aber ruhmvolle Laufbahn gekrönt hatte. Das von Hypolyte Bis und de Jouy gemeinsam verfaßte Libretto folgt im großen und ganzen der Geschichte, wie sie uns aus Schiller bekannt ist, sodaß uns eine Inhaltsangabe der vier Akte überflüssig scheint. Wir beschränken uns auf eine gedrängte Zusammenstellung der bedeutenderen Unterchiede: